

offenkundige Schwächen dürften zu konstatieren sein im völligen Fehlen einer Differenzierung des Missionsobjekts, eben der *Gentes*, der ‚Heidenvölker‘. Schließlich nochmals, *last not least*: So sehr die Bischöfe sich angesprochen wissen müssen, so wenig hat dieses Empfinden der schlichte praktische Missionar. Er wird sich darüber nicht allzu sehr grämen — *dummodo Christus praedictetur!*

Seoul (Südkorea)

Olaf Graf OSB

## THEOLOGIE DER REVOLUTION

✓  
913  
**Comblin, Joseph:** *Théologie de la révolution*. Vol. I: Théorie. Ed. Universitaires/Paris 1970; 297 p., F 39,95

Wie schwer tun sich die Menschen darin, die Augen aufzumachen und zu sehen, was um sie herum ist, genauer, was um sie herum geschieht. Man sollte meinen, es sei einfach, erstens, zu sehen, daß alles sich ändert, jedes Ding in sich selbst und in seinem Verhältnis zu allen anderen, zweitens, daß auch derjenige Bereich, der religiöse, davon nicht ausgenommen ist, der von sich behauptet, allein oder wenigstens am meisten auf das Unzeitliche, das Unveränderliche, das Ewige bezogen zu sein oder es zu vertreten oder es zu vermitteln, und drittens, daß man kein Aufheben davon machen sollte, auch in diesem religiösen Bereich Veränderung nicht nur festzustellen, sondern als selbstverständlich anzusehen.

Dem aber ist nicht so. Woran mag das liegen? An mancherlei: daran, daß Gott als absolut unveränderlich aufgefaßt wird und demgemäß alles, was auf Gott bezogen ist, eigentlich auch unveränderlich sein müßte; daran, daß man sich vor der Veränderung fürchtet und in einen Bereich flüchtet, der sich als unveränderlich anbietet oder den man als solchen anzusehen allein bereit ist; daran, daß man sich davor fürchtet, nach rückwärts zu blicken und nach vorwärts zu fragen; daran, daß man die Veränderung in sich selbst und um sich herum nicht bemerkt, nicht bemerken will; daran, daß man die Veränderung als selbstverständlich ansieht und für belanglos hält; daran, daß jeder nur ein bestimmtes Maß an Veränderung erträgt und alles verabscheut, verleugnet und verbietet, was darüber hinausgeht; daran, daß man zwar Veränderung sieht, sie aber als belanglos betrachtet, wenn man daneben das Ewige bedenkt; daran, daß man bereitwillig denen glaubt, die das Ewige predigen und einprägen, aber nur sich selbst, ihren Glanz und ihre Macht nicht gefährdet wissen wollen.

Wie schwer es gefallen ist, Veränderung auch da anzuerkennen, wo sie augenfällig und greifbar ist, in der Entwicklung der Lebewesen, kann man daraus erschen, daß LINNÉ (1707—1778), der doch wahrlich kein windiger Dilettant war, behauptete: *quot genera tot miracula*, und daß noch Pius XII. 1950 den katholischen Gelehrten glaubte erlauben zu müssen, die Entwicklung des Menschen in bezug auf seinen Leib erforschen zu dürfen. Dogmengeschichte als Wissenschaft zu begründen und zu betreiben, war noch in diesem Jahrhundert so schwer, daß hochbegabte Forscher auf andere Forschungsgebiete ausgewichen sind, um kirchlichen Zensuren zu entgehen.

Es ist wahr: Viele wehren sich gegen Veränderung, weil sie zu stumpf, zu dumm, zu träge, zu feige, zu machtgierig, zu herzlos sind, als daß sie instande wären, zu erkennen und zu betätigen, was die Stunde fordert. Aber es ist auch wahr, daß diejenigen, die eine statische Gesellschaft für selbstverständlich halten, die also eine Veränderung nicht etwa nur verwerfen, sondern nicht verstehen, sich auf die himmlische Hierarchie berufen, deren Abbild die irdische sein soll, so in Byzanz, in Rom, bei allen Fürsten von Gottes Gnaden. So, wie sie sich nicht

vorstellen können, daß in der Trinität der Sohn den Vater entmachtet oder daß die Erzengel von den Engeln gestürzt werden, so können sie auch nicht begreifen, daß ihre Zeit einmal zu Ende sein und Bessere an ihre Stelle treten könnten. Diese Grundbedingung, die mögliche Veränderung zu einer notwendigen Revolution übersieht COMBLIN. Ja, er konstruiert einen Gegensatz zwischen Entwicklung, die ja Veränderung ist, und Revolution.

„Die Revolution ersetzt nicht die Entwicklung, und die Entwicklung ersetzt nicht die Revolution“ (165). „Die Idee des Fortschritts und die Idee der Revolution sind unverträglich; der Fortschritt ist optimistisch und evolutionistisch, die Revolution setzt ein tragisches Bewußtsein voraus“ (171), worauf COMBLIN aber nicht weiter eingeht. „Es bedarf einer Revolution des ganzen Menschen und der ganzen Gesellschaft; die Entwicklung genügt nicht“ (259). Aber: „Die Gewalt gehört nicht zum Wesen der Revolution“ (174). „Im idealen Fall könnte man sich denken, daß die Revolution obsiegt, ohne *auszubrechen*. Das aber erforderte, daß die Strukturen ohne Gewalt weichen, daß die Privilegierten freiwillig auf ihre Privilegien verzichten und daß alle anderen die Geduld hätten zu warten, bis beides eintritt“ (158). Weil das unauffällig geschehen ist und noch geschieht, bemerkt man es nicht; bemerkt man nicht, wie vieles geräuschlos sich ändert, wie viel Einsicht und guter Wille Kämpfe und Zusammenbrüche vermieden haben, und wie oft. Immerhin: Revolution als Veränderung von innen heraus hält auch COMBLIN für möglich und wünschenswert.

Allerdings: Oft fehlt es daran. Dann „erhebt sich die Revolution von selbst, vermöge der Kräfte, die ihr eigen sind“ (167). „Die Revolutionen freilich brechen nicht überall und nicht jederzeit aus. Sie sind die Höhepunkte, die nach langen Zeiträumen des Abwartens und der Vorbereitung erscheinen, verlängert durch lange Zeiträume der Ausbreitung und der Einpflanzung“ (260). „Jede revolutionäre Anstrengung setzt voraus, daß man an virtuelle Kräfte glaubt, die noch nicht offenbar geworden sind und im Ablauf der Geschehnisse offenbar werden“ (219). „Eine Revolution kann nur ausbrechen, wenn sich neue Widersprüche und alte Widersprüche überlagern“ (49). Und so „gibt es im Abendland eine Art andauernder Revolution, wo verschiedene Ströme aufeinander treffen“ (120). Ja, „die industrielle Gesellschaft unterdrückt nicht die Revolutionen; im Gegenteil: Die zeitgenössische Revolution ist durch sie hervorgerufen, die jetzt ablaufende Revolution ist an die Entwicklung gebunden“ (210). Denn „die soziale Revolution ist immer im Gange; sie ist *die* Revolution unserer Zeit“ (139). So „sind die Revolutionen keine Unglücksfälle der Geschichte, sondern das Zutagetreten von Grundbewegungen, deren Vernünftigkeit nur erscheint, wenn man sie in das ganze Blickfeld der abendländischen Zivilisation setzt“ (151). Sie sind also notwendig und sinnvolle Formen der Veränderung.

Denn „die Revolutionen bestimmen die Bedingungen und dauerhaften Strukturen, in denen es den einzelnen Menschen statthaft ist, im Laufe der Zeiträume frei zu sein, die den Revolutionen folgen“ (155). Diese sind also Durchgang und Mittel für Dauerhaftigkeit und Sicherheit.

Und warum? „Der Mensch sucht ständig danach, sich besser kennenzulernen und sich zu vollenden“ (252). Damit ist die Revolution als ein vielleicht entbehrliches, jedenfalls aber auffälliges Glied in der Entwicklung des Menschen zu sich selbst hin erkannt, so daß Entwicklung und Revolution einander nicht ausschließen, sondern die Entwicklung als der Revolution übergeordnet anzusehen ist.

Wenn „die Freiheit die Seele aller Revolutionen gewesen ist“ (207), dann ist nicht das Ziel beklagenswert, sondern das Mittel, das man für notwendig hielt,

um diesem Ziele näher zu kommen. Daß dieses Mittel entbehrlich ist, sagt COMBLIN selbst, und man sollte nie vergessen, wieviel Mord, Plünderung, Brand, Armut, Rachsucht und Unrecht jeder nur denkbaren Art in der Revolution einen honorigen Grund glauben gefunden zu haben, um sich austoben zu dürfen. Deswegen kann man nur mit Vorbehalt und Einschränkung dem zustimmen, daß „die biblische und christliche Begründung der Freiheit die schöpferische Bewegungskraft ist, die der Freiheit entspringt und eine neue Welt in sich trägt“ (118).

Nach alledem vermißt man es nicht mehr sehr, daß COMBLIN es unterlassen hat, die Revolution gegen Aufruhr, Aufsässigkeit, Aufstand, Staatsstreich, Widerspruch, Bürgerkrieg, Häresie abzugrenzen (113). Was COMBLIN will, ist deutlich: Er sieht, daß Unrecht geschieht, das menschenunwürdig, aber planmäßig und systemgerecht ist; er weiß, daß die organisierten Kirchen nicht nur versagen, sondern mittun; er fragt sich, wie man da guten Gewissens Priester sein kann. Er findet die Lösung darin, den Kern der Botschaft Jesu heute zeitgerecht zu tun, nicht bloß zu „verkündigen“.

Sache COMBLINS war es nicht, den überschaubaren Raum der Geschichte nach ihren Grundkräften zu befragen, nach den physischen Bedingungen, nach dem biologischen Spielraum, nach der moralischen Tragkraft, nach der religiösen Belastbarkeit oder Auswirkung. Er beschränkte sich auf das Abendland, aufgeschreckt durch die Zustände in Latein-Amerika. Er versuchte, seine leidenschaftliche Empörung zu begründen und seine tiefwunde Anklage zu einer Mahnung zu machen. Er weiß, daß nur „das Konkrete gilt“ (261). Er weiß, daß allzu oft „die Theologie den Opportunismus heiligt“ (204). Er fragt sich, „wozu es gut ist, seine Zeit damit hinzubringen, daß man Theologie betreibt“ (104). Er fordert die Praxis (68), zumal er weiß, daß „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ (164) auch in der Kirche heimisch ist.

Bemerkenswertes sagt COMBLIN über Theologie und Kirche. Auch das kennenzulernen, wäre förderlich. Aber es darf unterbleiben, weil das, was über seine Auffassung der Revolution angedeutet wurde, hinreicht, um erkennen zu lassen, was COMBLIN über unsere Zeit denkt. Es genügt auch, um zu rechtfertigen, daß die Arbeitsweise COMBLINS hastig ist und ihm nicht immer die Zeit läßt, einen Gedanken reifen zu lassen. Er ist bedrängt, und schon gleich vier neue Bücher kündigt er an (107, 255, 270, 282). Auch er erkennt, wie ohnmächtig der einzelne ist, wenn die Zeit noch nicht reif ist. Vielleicht ist es wahr, daß die Besten nicht reifen, weil die Geschichte sie verschlingt.

Münster

Anton Antweiler

**D'Antonio, William V./Pike, Fredrick B. (ed.):** *Religión, revolución y reforma*. Nuevas formas de transformación en Latinoamérica [*Religion, Revolution and Reform*. Praeger/New York 1964]. Herder/Barcelona 1967; 484 p., pes. 250,—

Nach einer Einleitung von F. B. PIKE (13—53) bietet die informative Veröffentlichung dreizehn Beiträge im Umkreis der im Titel umrissenen Thematik, die von Jahr zu Jahr an Aktualität gewinnt, u. a.: EDUARDO FREI (Präsident der Republik Chile, 1964—70), *Paternalismo, pluralismo y movimientos reformistas cristianodemócratas en Latinoamérica* (55—80); M. G. McGRATH (Erzbischof von Panamá), *La autoridad docente de la Iglesia: su situación en Latinoamérica* (81—110); ROGER VEKEMANS (vgl. ZMR 1968, 89), *Desarrollo económico, cambio social y mutación cultural en Latinoamérica* (233—255); EMILIO MÁSPERO, *El movimiento laboral de orientación demócrata-cristiana como instrumento de*